



MARLISS



MELTON

SEAL 12 TEAM

• GEFÄHRLICHE SUCHE •



Inhalt

Weitere Titel der Autorin bei beHEARTBEAT

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

Epilog

Danksagung

Weitere Titel der Autorin bei beHEARTBEAT

SEAL Team 12 - Aus dem Dunkel

SEAL Team 12 - Gebrochene Versprechen

SEAL Team 12 - Geheime Lügen

SEAL Team 12 - Bittere Vergangenheit

SEAL Team 12 - Gefährliche Suche

SEAL Team 12 - Im letzten Augenblick

Über dieses Buch

Er hat ihr alles genommen. Wird sie ihm das je verzeihen können?

Jordan Bliss arbeitet als Lehrerin in Venezuela und möchte den vierjährigen Miguel adoptieren. Doch dann kommt es zu einem Aufstand, und Jordan muss Venezuela verlassen. Der kleine Miguel wird ihr von dem attraktiven Navy SEAL Solomon McGuire aus den Armen gerissen. Es zerreißt sie fast vor Trauer, doch Jordan gibt nicht auf. Ihr ist klar, was sie tun muss: nach Venezuela zurückkehren und ihren Sohn holen - und Solomon wird ihr dabei helfen.

eBooks von beHEARTBEAT - Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Marliss Melton hat fast überall in der Welt gelebt, da ihr Vater Diplomat war. Ihr Mann ist aus der Marine ausgeschieden. Sie nutzt ihre Weltkenntnis und ihre Militärkontakte, um realistische und aufrichtige Romane zu schreiben.

MARLISS MELTON

SEAL Team 12

GEFÄHRLICHE SUCHE

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Ralf Schmitz*



Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2008 by Marliss Arruda

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Don't let Go«

Originalverlag: Forever

Forever is an imprint of Grand Central Publishing/Hachette Book Group, USA.

This edition published by arrangement with Grand Central Publishing, New York, NY, USA. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30 161 Hannover.

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2013/2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Die Medienakteure, Hamburg

Covergestaltung: Guter Punkt, München unter Verwendung von Motiven von ©

GettyImages|Pinkypills; © GettyImages|triocean

eBook-Erstellung: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7517-2051-9

be-ebooks.de

lesejury.de

Du bist bereits das Vorbild für viele meiner Figuren gewesen, aber noch nie war es so offensichtlich wie dieses Mal. Es mag Frauen geben, die neidisch sind, weil ich mit der Quelle meiner Inspiration verheiratet bin. Andere sind vielleicht froh, dass du zu mir gehörst und nicht zu ihnen.

Wir haben gute und schlechte Zeiten erlebt, und noch immer bist du die Liebe meines Lebens. Es macht mich froh, dass du nicht losgelassen hast, als du es hättest tun können.

Prolog

Vor fünf Jahren

Trotz der Hitze, die aus den Lüftungsschlitzen im Fußraum des alten Volkswagens zu ihm heraufwaberte, fröstelte Chief Petty Officer Solomon McGuire in seiner wollenen Cabanjacke. Aus seiner Kindheit in Camden, Maine, war er harte Winter gewöhnt, weshalb ihm das mildere Klima von Virginia Beach nur selten zusetzte. Doch die Erinnerung an den Einsatz, den er gerade hinter sich hatte, lastete auf seiner Brust wie ein Eisblock und ließ ihn bis auf die Knochen frieren.

Petty Officer Blaine Koontz aus Kentucky hatte zu den Jungspunden gehört, in deren Gegenwart sich ältere SEALs müde und verbraucht fühlten. Der Mann war ein einen Meter achtundsechzig großes Energiebündel gewesen. Mit seinen Sommersprossen und dem ewigen Grinsen hatte er jedem tödlichen Unternehmen den Anschein gegeben, als handelte es sich um ein Spiel unter Kindern.

Hooyah! Wir springen aus niedriger Höhe mit dem Fallschirm über feindlichem Gebiet ab, laufen mit sechzig Pfund Marschgepäck auf dem Rücken vier Meilen über die Dünen, umzingeln die von der Irakischen Nationalgarde gehaltene Ölquelle und nehmen sie ein. Kein Problem! Das kriegen wir hin!

Und das hatten sie auch. Als sie sich der Ölquelle über die ungeschützte Fläche hinweg näherten, hatte Koontz allerdings eine Kugel in die Schläfe abbekommen. Er war nicht sofort tot gewesen, sondern hatte noch gelebt und wirres Zeug gestammelt, während er von Solomon festgehalten wurde, damit der Sanitäter ihm den zertrümmerten Schädel bandagieren konnte.

Nach sechzehn Jahren als SEAL war Solomon in dem Glauben gewesen, bereits alles gehört und gesehen zu haben. Falsch. Bei den Worten, die aus Koontz' Mund hervorgesprudelt waren, hatten sich ihm die Nackenhaare gesträubt. Wie es schien, war der Petty Officer doch nicht so unbekümmert gewesen. Der Zweiundzwanzigjährige hatte aus gutem Grund so unverfroren mit dem Sensenmann geflirtet: Der Tod stellte für ihn keine schlimmere Heimsuchung dar als sein sadistischer Erzeuger.

Koontz war erst gestorben, als ein Night Stalker unter dem Beschuss durch Granatwerfer im feindlichen Luftraum zur Landung angesetzt hatte, um den Verletzten in Sicherheit zu bringen. Der Tod des Mannes hatte Solomon erschüttert, doch Trauer war ein Luxus, den er und seine Männer sich nicht leisten konnten, also hatten sie sich beeilt, ihren Einsatz zu beenden – einen Einsatz, der insgesamt zweiundsiebzig schlaflose Stunden dauern sollte. Die SEALs hatten nicht nur die Ölquelle eingenommen, sondern sie auch noch bei einem Gegenangriff verteidigen müssen, bis das Siebte Infanteriebataillon der Army aufgetaucht war und sie unterstützt hatte.

Solomon, der dafür bekannt war, jedes Ziel hartnäckig zu verfolgen, fühlte sich seitdem mehr als erschöpft. Das Wissen um Koontz' schreckliche Kindheit zerrte an seinen Nerven, als er im Mondschein einer kalten Januarnacht in der ruhig daliegenden Vorstadt aufs Gaspedal trat.

Die Zufahrt zu seinem Wohnviertel kam in Sicht, woraufhin er herunterschaltete und dann um die Ecke bog, ohne die Bremse auch nur zu berühren. Er sehnte sich nach der Erleichterung, die er in dem Augenblick empfinden würde, wenn er seinen kleinen Sohn in die Arme nähme und in sein unschuldiges, engelsgleiches Gesicht schaute. Ein Gefühl der Erleichterung, das vollkommen sein würde, sobald er sich in die sanften Arme seiner Frau sinken ließe.

Sein Sohn hieß Silas. Und er war Solomons ganzer Stolz.

Früher hatten sich alle seine Gedanken nur um seine Frau Candace gedreht, sie war der Mittelpunkt seiner Welt gewesen. Doch dann hatte er erkennen müssen, dass ihre Schönheit ebenso oberflächlich war wie ihre Gedanken. Trotzdem, sie war die Mutter seines Sohnes. Er hatte beschlossen, sie zu heiraten, und zu dieser Entscheidung stand er.

Sein zweistöckiges Backsteinhaus befand sich am Ende einer Sackgasse. Jeden Monat verschlang die Hypothek die Hälfte seines Solds, doch es war Candaces Wunsch gewesen, also hatte er es für sie gekauft. Spät wie es war, brannte hinter den Fenstern kein Licht mehr, seine kleine Familie schlief. Solomon drosselte den Motor und rollte in die Auffahrt.

Er griff nach seinem Rucksack, stieg aus und folgte den Granitplatten, die quer über den frostbedeckten Rasen verliefen. Mit steifen Fingern schloss er die Haustür auf. Beim Gedanken an den oben in seinem Bettchen schlummernden, zwölf Monate alten Silas schlug sein Herz schneller. Fast spürte er schon die Wärme seines kräftigen kleinen Körpers an seiner Brust und roch seinen süßen Babyduft.

Doch als er eintrat, schlug ihm nicht wie erwartet Wärme entgegen. Vielmehr war es kalt im Haus, es herrschte eine Grabesstille und die gewohnten Gerüche hatten sich verzogen.

Mit einem Anflug von Angst schaltete Solomon das Licht an. Im dem blendenden Schein der Lampe bestätigte sich, was ihm seine übrigen Sinne signalisiert hatten.

»Candace!« Seine besorgte Stimme hallte von den leeren Wänden und der hohen Decke wider. »Nein!«, ächzte er und ließ den Rucksack fallen.

Drei Stufen auf einmal nehmend rannte er die Treppe hinauf, stürmte den breiten Flur entlang und stieß die Tür

zum Kinderzimmer auf. Der unerbittliche Mond beleuchtete ein Zimmer, das ebenso verwaist war wie der Rest des Hauses. Das Licht musste er gar nicht erst einschalten. Nur die Teddybärbordüre an der Wand war noch da.

»Oh Gott«, stöhnte er, taumelte zurück in den Flur und stakste zum Elternschlafzimmer. Er rauschte durch die Doppeltür und starrte in den Raum vor ihm. Weg. Alles weg.

Schauernd drehte er sich um und kehrte ins Kinderzimmer zurück. »Silas«, jammerte er und fühlte sich, als habe man ihm sämtliche Eingeweide herausgerissen. An der Stelle, an der das Kinderbett gestanden hatte, sank er auf die Knie, vergrub das Gesicht in den Händen und weinte.

1

Amazonas, Venezuela

Die Flügeltüren der Kapelle von La Misión de la Paz flogen auf, woraufhin die dort Versammelten erstarrten. Der Eindringling kam aus dem gleißenden Sonnenlicht hineingehastet, seine braunen Glieder glänzten vor Schweiß, sein Atem ging stoßweise, sodass er seine Mitteilung nur unterbrochen hervorbrachte: »*Guerillas se acercan. ¡Hay por lo menos cincuenta y llevan armas!*«

Guerillas kommen. Mindestens fünfzig, und sie sind bewaffnet. Während ihr die Übersetzung der Botschaft durch den Kopf ging, richtete sich Jordan Bliss, die gerade einen Schüler unterwiesen hatte, auf und blickte Pater Benedict an, um zu sehen, wie er reagierte.

Auf dem gütigen Gesicht des Priesters spiegelte sich Sorge wider. »Sie hätten schon vor zwei Wochen abreisen sollen«, sagte er zu ihr. »Jetzt müssen Sie sich mit uns verstecken.«

»Es war meine freie Entscheidung, Pater«, rief sie ihm freundlich ins Gedächtnis, während sie zu dem Grund für ihr Bleiben herübersah, dem vier Jahre alten Miguel, der hinter ihr kauerte und seine Schiefertafel umklammerte. Sie hatte ihn trotz der politischen Wirren in Venezuela und der zunehmenden Gefahr für Amerikaner unmöglich im Stich lassen können.

»Los«, drängte Pater Benedict, der sich als Brite in einer kaum weniger bedrohlichen Lage befand. »Holen Sie die Kinder. Wir verstecken uns alle im Weinkeller. Pedro, lauf und bring Schwester Madeline her«, fügte er auf Spanisch hinzu. »Schnell.«

Jordan rief die Kinder zusammen und wies sie an, ihre Tafeln unter den Kirchenbänken liegen zu lassen. Miguel nahm sie auf den Arm. Er schlang seine Ärmchen um ihren Hals, doch er war so dünn, dass sie sein Gewicht kaum spürte.

»Hier entlang«, gab der Priester den Weg vor und lief zur Sakristei, die durch einen Vorhang vom Altarraum abgetrennt war. Dort angelangt, schob er mit dem Fuß den abgetretenen Teppich beiseite. Eine in den Steinfußboden eingelassene hölzerne Klappe führte in den Keller. Als er sie anhub, war darunter eine Treppe zu sehen, deren Stufen in der Dunkelheit verschwanden. Modergeruch stieg auf.

Jordans Angst vor geschlossenen Räumen ließ sie zurückschrecken. Hinter ihr drängten sich, instinktiv schweigend, die Kinder.

»Nehmen Sie die Kerzen«, instruierte der Priester sie und hielt ihr eine Handvoll hin. »Streichhölzer«, ergänzte er mit bemerkenswert ruhiger Stimme. Sie verstaute sie in den tiefen Taschen ihrer kurzen Cargohose, während Pater Benedict ein Tuch von einem Korb hob und den Brotlaib für die Abendmesse herausnahm. »Den werden wir brauchen.«

Nur Gott wusste, wie lange sie dort unten ausharren müssen würden. Und ob die Guerillas, die auf dem Weg zu ihnen waren, ihnen mit Eifer nachspüren oder einfach weiterziehen würden.

»Los«, sagte der Priester und wies mit einem Nicken auf die Stufen.

Obwohl es ihr vor Panik fast die Kehle zuschnürte, befahl Jordan ihrem kleinen Trupp, sich an dem wackeligen Geländer festzuhalten und ihr zu folgen. Dann wagte sie den ersten Schritt in die Untiefen der Erde und machte gleich darauf den zweiten.

Kaum umgab sie die feuchte Kühle, fühlte sie, wie sie mit der Wange gegen ein Spinnennetz kam. Sie erschauerte, drückte Miguel fester an sich und überwand

für ihn und die übrigen Kinder ihre Furcht. Tiefer, immer tiefer stiegen sie in die Dunkelheit hinab, bis sie das Ende der Stufen erreichten und festgetretenen Erdboden unter den Füßen hatten.

Ein Frösteln überkam sie, als sie zurück nach oben zum Licht schaute. Was, wenn sie nie wieder die Sonne sehen würde? Eiligen Schrittes näherte sich nun auch Schwester Madeline.

»Ich habe sie gesehen«, erklärte die Nonne auf ihre nüchterne Art. »Eine ganze Horde«, fügte sie mit typisch britischem Understatement hinzu.

Eine wilde Horde, dachte Jordan, vor lauter kaltem Schweiß klebte ihr bereits das Hemd am Rücken.

Schwester Madeline kam rasch die Treppe herunter. »Wer ist alles bei uns?«, wollte sie wissen.

»Die Waisen«, murmelte Jordan.

»Wir sollten sie gehen lassen«, schlug Schwester Madeline mit einem Blick nach oben zum Priester vor.

»Nein«, zischte Jordan und drückte Miguel noch entschlossener an sich.

»Ihr Weinen könnte uns verraten«, erklärte die Nonne.

»Es ist zu spät, um sie wieder nach oben zu schicken«, stellte Pater Benedict fest, der nun ebenfalls zu ihnen herunterkam. »Außerdem, wer sollte sich dann um sie kümmern? Sie würden bloß wieder auf der Straße landen. Pedro«, wandte er sich an den Jungen über ihm, der hoffte, Priester werden zu können, »mach die Tür zu und schließ ab. Zieh den Teppich über die Bodenklappe und lass den Schlüssel verschwinden. Sag keinem, wo wir sind. Sobald die Guerillas fort sind, lässt du uns wieder raus.«

»*Si, padre*«, antwortete der Junge. Widerstrebend und mit bedauernder Miene schloss er die Luke. Da das Sonnenlicht durch die Ritzen fiel, wurde es zunächst nicht vollkommen finster. Doch als der Teppich über die Luke geschoben wurde, hüllte sie alle eine dermaßen tiefe,

undurchdringliche Schwärze ein, dass jeder Muskel in ihrem Körper Jordan den Dienst versagte.

»Entzünden wir eine Kerze und beten wir«, drang Pater Benedicts Stimme aus der Dunkelheit zu ihr und löste sie aus ihrer Erstarrung.

Ungelenk setzte sie Miguel ab, um der Finsternis ein Ende zu bereiten, was in Anbetracht ihrer zitternden Hände jedoch praktisch unmöglich war. Im flackernden Licht des Zündholzes waren die blassen Gesichter ihrer erwachsenen Begleiter und vier Paar glänzender Kinderaugen zu erkennen. Sie starrten auf den Docht und blickten sich um, als die Kerze endlich brannte.

Ihr Versteck maß etwa zehn mal sieben Schritte, war von Spinnweben überzogen und überall befanden sich Nischen, in denen flaschenweise Messwein lagerte. *Zu trinken haben wir jedenfalls genug*, dachte Jordan und verkniff sich ein hysterisches Glucksen.

Der Priester setzte sich und zog seine langen Beine an, um den anderen Platz zu machen. Jordan suchte nach einer Abstellmöglichkeit für die Kerze, die außerhalb der Reichweite der Kinder war. Als sie einen Spalt in der Wand entdeckte, klemmte sie die Kerze wie eine Fackel hinein. »Setzt euch«, wies sie die Kleinen an und machte es ihnen vor.

Miguel kroch auf seinen Lieblingsplatz – ihren Schoß – und seine Haare kitzelten sie in der Nase. Vor Bedauern darüber, dass sie ihn nicht besser beschützen konnte, brannten Jordan Tränen in den Augen.

»Lieber Gott«, begann der Priester in einem leisen, grimmigen, aber erstaunlich ruhigen Tonfall, »wir beten zu dir, sieh auf uns herab und halte deine schützende Hand über uns ...«

Beim Klang seiner tiefen Stimme schweifte Jordan in Gedanken ab. Sie bedeutete Fatima, die sich ängstlich wimmernd an sie schmiegte, leise zu sein. Gebete konnten nicht schaden, fand Jordan, aber helfen würden sie auch

nicht unbedingt. Gott wusste, wie häufig sie als werdende Mutter darum gebetet hatte, ihr Kind nicht zu verlieren und ihre Ehe retten zu können.

Anders als der Priester und die Nonne war Jordan nicht in Venezuela, um Seelen zu retten. Vielmehr wollte sie einen Heilungsprozess beenden, der im letzten Sommer begonnen hatte, dann jedoch unterbrochen worden war, weil sie wegen ihrer Anstellung als Lehrerin hatte zurück nach Hause reisen müssen.

Diesen Sommer war sie zurückgekommen – nicht, um sich weiter zu erholen, sondern um die Adoption abzuschließen, die sie vor neun Monaten beantragt hatte. Die Warnungen ihrer Regierung vor der unsicheren politischen Lage waren bei ihr auf taube Ohren gestoßen. Und nun würde ihre Weigerung, sich das Risiko einzugestehen, womöglich zu ihrem Tod führen.

Eine Gewehrsalve unterbrach Pater Benedicts Gebet. Alle lauschten und hielten gemeinsam die Luft an. Hatten die Guerillas einen der Dorfbewohner getötet, die La Misión besuchten? Oder kündigten sie bloß auf Furcht einflößende Weise ihr Erscheinen an?

Obwohl die Zeitungen seit Wochen vor einem Aufstand der Populisten gewarnt hatten und alle Amerikaner dazu aufgefordert worden waren, das Land zu verlassen, hatten sie in dieser abgelegenen Mission im Urwald nicht mit einem Zwischenfall gerechnet.

Jordan interessierte sich nicht für Politik. Und die Kinder von Amazonas brauchten sie noch dringender als ihre Schüler zu Hause.

Sie berührte alle Kinder und strich ihnen tröstend über die schmalen Schultern. Falls nötig, würde sie ihr Leben für sie geben, vor allem für Miguel, der genau in dem Alter war, das ihr Kind jetzt gehabt hätte. Klein und schutzlos, wie er war, hatte er einen besonderen Platz in Jordans Herz erobert. Sie stand so kurz davor, ihn endlich mit nach

Hause nehmen zu können. Komme, was wolle, sie würde ihn nicht im Stich lassen.

Suffolk, Virginia

Special Agent Rafael Valentino las das frisch gemalte Schild an der von Bäumen gesäumten Zufahrt.

SECOND CHANCE - PFERDE THERAPEUTISCHE RANCH

Mit einem Knopfdruck hielt er die schwermütige Arie aus der Oper *Carmen* an und fuhr, auf eine Enttäuschung gefasst, die Schotterstraße hinunter.

Die Jillian Sanders, die er kannte, arbeitete als Krankenschwester in Fairfax und nicht auf einer Pferderanch in Suffolk, Virginia. Trotzdem, als er auf einer Liste eingegangener Anrufe über den Namen gestolpert war, hatte er beschlossen, diesen Hausbesuch zu machen, um es selbst zu überprüfen.

Ausgewachsene Eichen gaben den Blick auf ein buttergelbes Farmhaus frei, das einen frischen Anstrich nötig hatte. Die Veranda fiel zu einer Seite hin ab, der Fußweg war von Sträuchern und Gestrüpp überwuchert. Fünfzig Meter weiter stand eine neue Scheune, rötlich gebeizt und mit einem frisch errichteten Zaun, dessen Holz noch grün wirkte.

Rafe hielt an und griff nach der Akte. Jillian Sanders hatte einunddreißig Mal beim FBI angerufen und um Hilfe gebeten.

Als er sich der Haustür näherte, spitzte er die Ohren, hörte aber nur den Wind und Vogelgezwitscher. Das Klappern der Absätze seiner Ferragamo-Schuhe auf der schiefen Veranda klang deplatziert.

Bevor er anklopfen konnte, wurde die Tür aufgerissen. »Ja?«, fragte ein vielleicht vierzehnjähriger Junge, in dessen grauen Augen Feindseligkeit lag.

»Special Agent Valentino vom FBI«, stellte Rafe sich vor, wobei er versuchte, das Krächzen in seiner Stimme, das durch seine verletzten Stimmbänder verursacht wurde, abzumildern. »Ich bin auf der Suche nach Jillian Sanders.«

»Sie ist in der Scheune«, antwortete der Junge und beäugte die Narbe an Rafes Hals.

»Wer sind Sie?«, fragte ein kleines Mädchen, das seinen Kopf unter dem Arm des Jungen hindurchsteckte.

»Der Butzemann«, meinte der Bruder.

»Nee, nee.«

»Tja, der könnte er aber sein. Geh wieder in deinem Zimmer spielen. Wir reden nicht mit Fremden.«

»Du hast mir gar nichts zu sagen.«

Rafe verzog das Gesicht und wich zurück. Wie lange war es her, dass er Geschwister zanken gehört hatte? Acht Jahre. Lange genug, um sich nicht mehr genau daran zu erinnern.

Er ging zu der offen stehenden Scheune und spähte in das Zwielflicht im Inneren. Ein schwacher Geruch nach Pferdemit, vermischt mit dem Duft von frischem Stroh, schlug ihm entgegen. »Hallo?«, rief er und ging vorbei an leeren Stallboxen in die Richtung, aus der ein schlurfendes Geräusch kam. Ein Pferd reckte den Kopf über die Trennwand und wieherte. Dann glitt die Tür der Box auf und eine Frau schaute heraus.

»Rafael!«, stieß sie hervor. Das lange, goldblonde Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, ihre Shorts und das T-Shirt spannten über ihrem Schwangerschaftsbauch, doch er hätte sie trotzdem überall erkannt.

»Jillian.« Ihn überkam ein Gefühl absoluter Zufriedenheit.

»Du liebe Güte«, keuchte sie und legte sich eine ihrer in Handschuhen steckenden Hände aufs Herz. »Ich hatte nicht damit gerechnet, dich jemals wiederzusehen.«

»Ich auch nicht«, erklärte er. Er mochte das weiche Timbre ihrer Stimme und ihre grünblauen Augen.

»Was führt dich nach Suffolk?«, fragte sie erfreut.

»Ich wurde vor acht Monaten von Washington herversetzt«, antwortete er.

»Du bist wegen meiner Anrufe hier«, vermutete sie.

Er deutete auf die Akte. »Ich habe mich gefragt, ob du es bist.« Sie hatte ihn nicht nur beruhigt, als er in der Notaufnahme fast an seinem eigenen Blut erstickt war, sondern ihn in den Wochen bis zu seiner Genesung auch jeden Tag besucht.

»Ich bin so froh, dich wiederzusehen«, sagte sie, zog einen Handschuh aus und streckte ihm ihre Hand entgegen.

Während Rafe es genoss, wie warm und weich sich ihre Finger anfühlten, ging ihm auf, dass dies ihr erster Körperkontakt überhaupt war.

»Lebst du hier in Suffolk?«, erkundigte er sich und ließ sie widerstrebend los. »Ich dachte, dein Mann wäre Polizist in Fairfax.«

Sie wandte sich ab und legte die Handschuhe weg. »Ich bin hergezogen, um diese Therapieranch für Veteranen, die im Krieg Arme oder Beine verloren haben, aufzuziehen. Reiten fördert den Muskelaufbau und trainiert den Gleichgewichtssinn.«

»Ich hatte ja keine Ahnung«, gestand er verblüfft. Dann schaute er fragend auf ihren Bauch.

»Du hast mich beim Stallausmisten überrascht«, entschuldigte sie sich, seinen Blick ignorierend. »Komm mit ins Büro. Ich habe dir so viel zu erzählen.«

Zehn Minuten später, nachdem er ihr versichert hatte, dass das FBI alles in seiner Macht Stehende tun würde, um ihre Schwester zu finden, beobachtete Jillian, wie Rafael sich wieder auf den Weg machte.

Geschmeidig stieg er in seinen Oldsmobile Cutlass und legte den Sicherheitsgurt an. Sie hatte ihn noch nie in anderer Kleidung als einem Pyjama gesehen, trotzdem überraschte es sie nicht, dass er einen stahlgrauen Designeranzug aus Seide und ein schneeweißes Hemd ohne Krawatte trug. Schließlich hatte er selbst im Pyjama irgendwie elegant gewirkt.

Als er ihr zulächelte, wurde ihr leichter ums Herz und der Kummer, der sie sonst permanent bedrückte, schien gelindert. Es war schön, diesem Freund wiederbegegnet zu sein, den sie lieb gewonnen, aber dann aus den Augen verloren hatte – besonders, weil sie in jüngster Zeit so vieles verloren hatte.

Dann setzte er zurück, eine Hand fest am Lenkrad, und fuhr los, woraufhin ihre Sorgen auf der Stelle zurückkehrten.

Sie hatte ihm noch nicht einmal vom Tod ihres Mannes erzählt. Jeden Morgen wachte sie panisch mit der Erkenntnis auf, dass das Wohlergehen ihrer Familie nun allein auf ihren schmalen Schultern lastete. Ihr Baby, Garys überraschendes Vermächtnis, würde schon in zwei Monaten zur Welt kommen, und bis dahin musste sie noch jede Menge erledigen, damit sie ihrem Kind die Aufmerksamkeit zukommen lassen konnte, die es verdiente.

Mit einem tiefen Seufzer wandte sich Jillian der Scheune zu. Sie musste verrückt gewesen sein, zu glauben, sie könnte ihren und Garys Traum allein verwirklichen. Doch da sie nun einmal begonnen hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als die Sache durchzuziehen.

Amazonas, Venezuela

»Wie gehen wir vor, Senior Chief?«, flüsterte Petty Officer Vinny DeInnocentis und schlug nach dem Moskito, der sich durch die in seinem Nacken verteilte Tarnfarbe arbeitete.

Nach Einbruch der Dunkelheit schwärmten die Insekten in noch dichteren Wolken aus.

Solomon McGuire, alias Mako, wandte sich lange genug von der Misión de la Paz ab, die sich in der Hand von Rebellen befand, um Vinny einen eisigen Blick zuzuwerfen. Angesichts seiner hellgrauen, fast schon farblosen Augen musste er sich dafür aber auch nicht allzu sehr anstrengen.

»Was denn?«, fragte der junge SEAL mit der Großschnäuzigkeit eines Kinds aus der Großstadt. »Wir liegen hier jetzt seit ungefähr sechs Stunden und sehen zu, wie diese Arschgeigen die Einheimischen schikanieren. Wann schlagen wir endlich los?«

»Wir haben nicht hier *gelegen*«, verbesserte Solomon ihn. »Wir haben beobachtet.«

»Stimmt.« Vinny nickte, woraufhin Solomon kurz die Hoffnung schöpfte, der Petty Officer könnte es eines Tages zum Chief bringen, doch dann fügte dieser hinzu: »Ich habe beobachtet, dass so ein Riesenkäfer an meinem rechten Bein hoch und genau auf meine Klöten zukrabbelt, fünf Meter über uns baumelt eine giftige Schlange, und die Wurzeln, hinter denen wir uns verstecken, sehen mir ziemlich nach einer Gifteiche aus.«

»Das ist eine Trompetenblume«, widersprach Solomon, der sich immerhin an Vinnys Rastlosigkeit gewöhnt hatte. »Wir gehen um null einhundert rein. Sie, Teddy und Gus nehmen die Anlage ein, während ich die Leute lokalisiere, die wir mitnehmen wollen. Wir machen sie ausfindig, fesseln sie und bringen sie raus, dann stoßen wir am vereinbarten Treffpunkt zu Harley und Haiku.«

Vinnys weiße Zähne blitzten im Dämmerlicht auf. »Hooyah, Senior Chief. Ich muss bloß noch den Käfer aus meiner Hose kriegen«, gab er zurück und schüttelte, während er aus dem Unterholz hochkam, sein Bein, als wäre er Rumpelstilzchen.

Solomon aktivierte den Teamfunk, um Kontakt mit den Scharfschützen aufzunehmen. »Vier Stunden bis zur

Operation Extraction«, informierte er Aufklärer und Schützen.

»Verstanden«, gab Harley leise zurück. Nun, da die Nacht anbrach, begaben Haiku und er sich über die Außenmauer der Mission und das mit Tonschindeln gedeckte Dach der Küche in den Glockenturm der aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Kapelle. Von dort aus würden sie optimale Sicht auf die Erstürmung der Misión durch ihr Team sowie die anschließende Suchaktion haben.

Solomon stellte auf seiner Uhr den Countdown ein.

2

Drei Stunden und fünfzig Minuten später beobachtete Solomon, wie der Sekundenzeiger seiner MTM-Extreme-Ops-Navy-Black-SEAL-Taucheruhr vorrückte. Er und seine Männer lagen nun hinter den duftenden Wurzeln einer Bougainvillea und waren voller Adrenalin. *Neun, acht, sieben ...* Sie führten schwere Ausrüstung mit sich und trugen Gasmasken. *Drei, zwei, eins.*

Auf sein Nicken hin ließ Teddy die Sprengladung hochgehen, und das uralte schmiedeeiserne Tor flog auf. Von ihrer Position unter den Bäumen aus schleuderten Vinny, Teddy und Gus Rauchgranaten auf den Hof. Sofort tauchten die vom Tumult und den zischenden Granaten alarmierten Rebellen auf und traten desorientiert und verwirrt den Rückzug an.

Harley ließ darauf vom Glockenturm aus die erste Garbe niederprasseln, während das Befreiungskommando wie maskierte Gespenster zur Mission vorrückte und dabei Schüsse aus den Maschinenpistolen abgab.

Unter ihrem Feuerschutz begann Solomon mit der Suche.

Ein kurzer Blick in die mittelalterlich anmutende Küche zeigte ihm, dass sich dort niemand aufhielt. Seine Männer schossen sich den Weg zur Kapelle frei, wobei sie ein halbes Dutzend Rebellen ausschalteten, die keine fünf Sekunden lang Widerstand leisteten.

Vinny und Teddy drückten sich flach gegen die Stuckmauer der Kirche, während Gus, ein Lieutenant, die Türflügel eintrat und eine Schockgranate hineinwarf. Wie bei einer Blendgranate sollte sie die Menschen im Gebäude verwirren und deren Evakuierung erleichtern. Gerade als Solomon hineinspähte, sah er durch sein Nachtsichtgerät

die orangerote Silhouette eines Mannes, der sich hinter eine Balustrade warf.

Wird Zeit, einen Rebellen zu verhören, dachte er, da gab Gus ihm auch das Zeichen, hineinzugehen. Vinny und Teddy ließen sie zurück, um die Tür zu bewachen, während sie selbst an einer Außenwand entlang auf den Mann in seinem Versteck zuhielten. »Kommen Sie mit erhobenen Händen raus, dann passiert Ihnen nichts«, rief Solomon im Vorrücken auf Spanisch.

Als er seine Maske hochschob, bemerkte er, dass es sich bei der Gestalt, die da auftauchte, nur um einen Heranwachsenden handelte und vermutlich nicht um einen Rebellen, denn er trug das Gewand eines Geistlichen. Vom Kopf bis zu den Füßen schlotternd, streckte er die Arme in die Luft.

»Wir suchen Gringos«, sagte Solomon und beobachtete, wie der Junge reagierte.

Der sah panisch kurz nach rechts.

»Wo sind sie?«, hakte Solomon nach, der den Blick registriert hatte, und Gus hob drohend sein Gewehr.

»*Abajo*«, quiekte der Jugendliche.

»Unten?«, gab Solomon zurück.

»Ein Keller«, vermutete Gus.

»*Aqui*«, bestätigte der Junge, schlurfte zurück in den Alkoven und deutete auf den Fußboden.

»Zeig es uns«, befahl Solomon. »Schnell!«

Mit unsicheren Bewegungen, die vermuten ließen, dass dies nicht zu seinen üblichen Aufgaben gehörte, zog der Junge einen Schlüssel aus seinem Gewand, schob einen Teppich beiseite, schloss eine Falлтür darunter auf und öffnete sie. »*Soy yo*«, gab er sich rufend zu erkennen und fügte dann hinzu, dass er in Begleitung amerikanischer Soldaten komme.

Nach dem von dort unten aufsteigenden Gestank zu schließen, harrten die Menschen seit Tagen in ihrem Versteck aus. Solomon kniete sich hin und zog seine

Taschenlampe hervor. Gus blickte ihm über die Schulter, während sie den Kellerraum absuchten.

Am Fuß einiger wacklig aussehender Stufen entdeckten sie drei hellhäutige Erwachsene und vier einheimische Kinder. Alle blinzelten sie scheu ins Licht.

»Jordan Bliss?«, fragte Solomon, indem er den Lichtstrahl auf den einzigen Mann unter ihnen richtete.

»Nein, tut mir leid«, antwortete dieser, offenbar war er Engländer. »Ich bin Pater Benedict. Miss Bliss, unsere Lehrerin, sitzt da drüben.« Ein Nicken.

Miss? Das hätte er sich ja denken können.

Im Schein seiner Taschenlampe sah Solomon eine Frau Anfang dreißig mit rotbraunen Haaren und einem hübschen Gesicht, die dem blendenden Licht standhielt, um ihn misstrauisch zu beäugen. »Wer sind Sie?«, fragte sie mit durch mangelnden Gebrauch heiserer Stimme, während sie einen kleinen Jungen an ihre Brust drückte.

»Navy-SEALs«, erklärte er knapp. »Ich bin Senior Chief McGuire. Das ist Lieutenant Atwater. Wir sind hier, um Sie und die britischen Staatsbürger rauszuholen.«

»Gott sei Dank«, rief die ältere Frau neben ihr aus.

»Habt ihr das gehört, *niños?*«, flüsterte Jordan Bliss den Kleinen zu. »Diese Männer werden uns helfen.«

»Nur die Erwachsenen, Ma'am«, korrigierte Solomon sie barsch in einem Tonfall, der klarmachte, dass er keinen Widerspruch duldete. »Keine Kinder. Los jetzt!«

Sie sah ihn an, als hätte er sie mitten ins Herz getroffen. »Nein«, protestierte sie ebenso bestimmt wie er. »Wir können die Kinder *unmöglich* hier zurücklassen.«

Während er nach den Plastikfesseln in seiner Westentasche griff, warf Solomon Gus einen Blick über die Schulter zu. Es gehörte zu ihrer üblichen Vorgehensweise, Gefangene, zu deren Befreiung sie eingesetzt wurden, im Notfall zu fesseln und sogar zu knebeln, um zu verhindern, dass diese den Einsatz gefährdeten.

»Wir haben Befehl, *Sie* und die beiden britischen Staatsbürger mitzunehmen, Ma'am. Sonst niemanden«, nahm Gus Solomon den Ärger ab, das klarzustellen.

»Dann nehmen Sie die beiden mit«, erwiderte die Frau und ihre Knöchel traten weiß hervor, als sie zurückwich und die Kinder mit sich zog. »Ich muss sowieso nach Ayacucho.«

»Sie sind Waisen«, erklärte der Priester mit einem eindringlichen Blick zu Solomon. »Sie haben niemanden, der sich um sie kümmert. Und die Rebellen sind laut Pedro ein gemeiner Haufen.«

Solomon schaute auf seine Uhr, dann schaltete er sein Mikrofon ein. »Lagebericht.« Für so etwas hatte er keine Zeit.

»Auf dem Hof ist alles ruhig«, antwortete Haiku, »aber so, wie sich's anhört, ist Verstärkung auf dem Weg. Entfernung ein Kilometer. Verstanden.«

»Wir haben die Leute gefunden«, berichtete Solomon und überlegte, wie sie weiter vorgehen sollten. Gus war zwar Offizier, doch was Befreiungsaktionen anging, mangelte es ihm an Erfahrung. Also kam es auf Solomon an.

»Ohne die Kinder gehe ich nicht«, sagte Jordan Bliss noch einmal.

Er hätte am liebsten zurückgeblafft, dass er sie einfach mitschleppen würde, ob es ihr nun passte oder nicht, doch stattdessen hörte er sich unter dem erwartungsvollen Blick des Priesters sagen: »Wir nehmen die Kinder bis zur Landezone mit. Keinen Schritt weiter. Und jetzt alle raus hier!«

Nachdem er ihnen die Treppe hinaufgeholfen hatte, fesselte Gus die größeren Kinder aneinander, um das Risiko zu verringern, eins oder zwei von ihnen im Regenwald zu verlieren. Den Kleinen überließ er Jordan.

»Hören Sie mir zu«, brummelte Solomon, während er die Waisen rasch einer Musterung unterzog, »und sorgen

Sie dafür, dass die Kinder alles mitbekommen. Wir haben sechs Meilen Eilmarsch zur Landezone vor uns und unter keinen Umständen Zeit für Ruhepausen. Sie dürfen nicht sprechen, Weinen oder Gejammer sind nicht drin. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Sehr klar«, bestätigte Jordan nicht weniger hitzig.

Er starrte sie finster an. »Dann los«, sagte er.

»*Vayan con Dios*«, murmelte der Jugendliche, als sie durch das Mittelschiff der Kapelle auf die Tür zugingen.

Jordan taten die Arme weh, und die ganze Zeit schon plagte sie ihr Rücken. Trotzdem würde sie Miguel nicht in das dichte Laubwerk von Amazonas absetzen. Schon die älteren, aneinandergefesselten Kinder hatten Mühe, das Tempo mitzuhalten.

Senior Chief McGuire, Lieutenant Atwater und zwei schwer bewaffnete SEALs führten sie fast im Laufschrift aus La Misión in den unwegsamen Regenwald. Zwei weitere SEALs entlockten Jordan vor Schreck ein Keuchen, als sie wie aus dem Nichts auftauchten und sich ihnen anschlossen.

Auf ihr Ächzen hin gab Miguel ein verwirrtes Wimmern von sich.

»Psst, Baby, psst«, beruhigte sie ihn, da sie Angst hatte, der Chief könnte von ihr verlangen, die Kinder zurückzulassen. Selbst im Zwielficht des Urwalds bemerkte sie, wie er ihr einen finsternen Blick über die Schulter zuwarf.

Herzloser Kerl. Kümmerte es ihn denn gar nicht, dass sie dreißig Pfund zusätzlich trug? Der Schlamm saugte regelrecht an ihren Stiefeln und fühlte sich an wie Klebstoff. Die Luft war dermaßen feucht, dass sie kaum genug Sauerstoff in ihre schmerzenden Lungen bekam.

»Wie geht es Ihnen, Ma'am?«, erkundigte sich einer der neben ihr laufenden SEALs. Obwohl er schwer bewaffnet und mit Marschgepäck beladen war, schien er nicht außer

Atem zu geraten. Im Unterschied zu den übrigen vier SEALs trug er kein Nachtsichtgerät, sondern spähte stattdessen durch das Infrarotzielfernrohr seines Gewehrs.

»Soll ich ihn für Sie tragen?«, bot er ihr freundlich an.

»Nein, danke«, antwortete sie und quälte sich weiter.

»Miguel hat Angst vor Fremden.«

Und er tat gut daran. Seine Geschichte war anfangs vollkommen unklar gewesen und hatte sich erst gegen Ende des vergangenen Sommers geklärt – sechs Monate nachdem er von Pater Benedict in der Obhut älterer Straßenkinder entdeckt worden war. Für sein Alter klein, mit großen braunen Augen, aus denen unschuldige Verwirrung sprach, redete Miguel nur im Flüsterton mit seinen Kameraden. Durch ihre unermüdliche Hingabe hatte Jordan es inzwischen geschafft, ihm wenigstens ein Kichern zu entlocken. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war ein dahergelaufener Fremder, der ihn unsanft herumschubste und ihn damit in sein Schneckenhaus zurücktrieb.

Den Kleinen im vergangenen Sommer in der Mission zurückzulassen hatte ihr fast das Herz gebrochen. Miguel war zu ihrer zweiten Chance geworden, Liebe zu geben und geliebt zu werden. Dank Venezuelas neuer Regierung hatte sie die Adoption sofort in die Wege leiten können. Doch nun, da die Gemäßigten sich mühsam zu halten versuchten, fürchtete sie, dass die Gesetze revidiert werden würden. Damit hätte der schmerzliche Prozess der Recherchen zu Hause und das Zusammentragen aller erforderlichen Dokumente für Miguels Unterlagen vorzeitig ein Ende.

Sie musste diese SEALs glauben lassen, sie hätte Miguel längst adoptiert, auch wenn sie in Wahrheit noch darauf wartete, dass das Gericht in Ayacucho es bestätigte. Jordan betete, der Priester und die Nonne würden ihr die Notlüge nachsehen, und eilte an die Spitze des Trupps. Ein Farnwedel klatschte ihr ins Gesicht, dann stolperte sie über

eine Wurzel. »Verzeihung«, rief sie, damit der Senior Chief sein Marschtempo drosselte.

Als er ihr sein maskiertes Gesicht zuwandte, musste sie an Darth Vader denken – samt böser Aura und allem. »Was ist jetzt wieder?«, erkundigte er sich barsch.

»Ich muss Ihnen etwas sagen«, keuchte sie. »Ich habe dieses Kind hier, Miguel, adoptiert«, log sie. »Er ist mein Sohn, und ich werde ihn nicht an der Landezone zurücklassen. Er fliegt mit mir nach Hause.«

»Zeigen Sie mir die Adoptionspapiere«, verlangte er.

»Die liegen bei der zuständigen Behörde in Ayacucho. Ich muss sie dort abholen«, teilte sie ihm die halbe Wahrheit mit.

Der SEAL schenkte ihr keine Beachtung. Stattdessen schaute er auf den Kompass seiner Uhr, passte ihre Marschrichtung an und lief weiter.

Jordan überliefen vor Angst kalte Schauer. »Ich lasse ihn nicht im Stich«, rief sie, während sie hinter dem Mann herhetzte. »Und hier geht es nicht nach Ayacucho. Ich muss Richtung Osten.«

»Wir besprechen Ihre Optionen, wenn wir die LZ erreicht haben.«

Er war unerbittlich. »Was stimmt eigentlich nicht mit Ihnen?«, warf sie sich wie eine Löwin für ihr Kind ins Zeug. »Sind Sie unter Wölfen aufgewachsen? Hatten Sie keine Mutter?«

Er drehte sich so plötzlich zu ihr um, dass die anderen gegen ihn prallten.

»Muss ich Sie erst fesseln und knebeln?«, drohte er und riss Miguel damit aus dem Schlaf. Der Junge gab ein ängstliches Wimmern von sich.

»Ruhig, Baby«, versuchte Jordan sofort, ihn zu beruhigen. »Alles ist gut.«

Doch vier Tage lang eingesperrt gewesen zu sein und nun mitten im Urwald so grob geweckt und von einem Wildfremden mit einer Maschinenpistole in Angst und